

Maxima und Minima im Wirken der sprachverändernden Kräfte.

Seit ich vor 6 Jahren in meinem Buche „Über den Affekt als Ursache der Sprachveränderung“ (Halle 1914) den Nachweis versuchte, daß die an den sprachlichen Gebilden haftenden Gefühlstone unter den die ständige Veränderung der Sprache bewirkenden Faktoren einen überaus hohen Rang einnehmen, war ich begreiflicherweise ununterbrochen bemüht, die Stichhaltigkeit meiner Theorie durch Untersuchung immer neuer Beispiele nachzuprüfen. Das Ergebnis dieser Prüfung hat mich überzeugt, daß ich die Rolle des Affekts im Sprachleben eher noch zu gering als zu hoch eingeschätzt habe. Zugleich aber hat sich mir die schon damals vorausgesehene und betonte Notwendigkeit ergeben, meine dort vorgetragenen Anschauungen in wesentlichen Punkten zu modifizieren und auszubauen. Was ich im folgenden zu sagen habe, möchte ich einestheils als eine organische Weiterbildung, andernteils aber auch als eine notwendig gewordene Ergänzung und Richtigstellung meiner Theorie betrachtet wissen.

Ich habe in dem angeführten Buch dargelegt, daß ein wichtiger Typus des Bedeutungswandels auf einem Vorgang beruht, den ich als affektische Expansion bezeichnet habe: ein affektbetontes sprachliches Gebilde erweitert sein Gebiet auf Kosten seiner Konkurrenten und zwar, wie ich bald an anderer Stelle ausführen werde, gleichzeitig nach den verschiedensten Richtungen hin; ein solcher „Affektträger“ stellt also sozusagen ein Maximum sprachlicher Energie dar, von dem aus Wirkungen nach anderen, weniger stark affektbesetzten Vorstellungsgebieten ausgehen. Diese Annahme ist nun an sich gewiß berechtigt und von der Existenz solcher sprachlicher Expansionstendenzen kann sich jeder überzeugen, der die Geschichte einer Sprache kennt, oder auch nur im täglichen Leben die Ohren offen hält. Wer auch nur beobachtet hat, wie im Sprachgebrauch der verschiedensten Leute während der letzten Jahre Ausdrücke aus dem Kriegsleben gelegentlich außerhalb ihres eigentlichen Gebietes verwendet wurden, der wird an der Existenz derartiger sprachlicher Expansionskräfte nicht zweifeln. Wie viele unkriegerische Unternehmungen mögen z. B. während der letzten Jahre gelegentlich als „Offensive“ bezeichnet worden sein, und wie oft mag ein Ausdruck wie „Trommelfeuer“ ähnlich expansiv verwendet worden sein, wie von einem

Barbier, der ihn mir gegenüber anwendete, um ein etwas reichliches Begießen mit Wasser zu bezeichnen. Und dafs es auf nichts anderem als auf derartiger Expansion beruht, wenn ein verdächtiger Geldschein als „Bolschewik“ bezeichnet wird, wie ich dies im Dezember 1919 in Wien hörte, liegt auf der Hand. Aber damit ist, wie mir jetzt klar ist, nur eine Seite der durch den Affekt hervorgerufenen sprachlichen Bewegungen charakterisiert.

Schlägt man irgend ein Werk über die neueste Entwicklung der Soldatensprache nach, so findet man z. B. für den Begriff „Maschinengewehr“ eine ganze Menge verschiedener Ausdrücke verzeichnet: Stottertante, Totenvogel, Steinklopfer, Dengelmaschine, Stotterkasten, Tack-tack(-tack), Mähmaschine, Fleischhackmaschine, Durchfallkanone, alte Weibergosche, Fässelesklopfer, Drehorgel, Nähmaschine, Tippmamsell, Dachdecker, Gaisbock, Kettenhund, Kaffeemühle, Stotterbüchse, Schuster, sanfter Heinrich.¹ Nun kann man allerdings, wenn man will, die Behauptung aufstellen, die Ursache dieser Bedeutungsverschiebungen liege in der Affektbetontheit derjenigen Worte, welche sekundär die Bedeutung „Maschinengewehr“ angenommen haben. Dafs Totenorgel und Mähmaschine in höherem oder geringerem Grade Affektträger sind, wird man ohne weiteres plausibel finden und selbst die ausgesprochen humoristische Färbung eines Ausdrucks wie Stottertante braucht uns an der Annahme einer solchen Affektbetontheit nicht zu hindern. Ist doch die Übertragung von Bezeichnungen für Lebewesen auf tote Gegenstände immer mit einem gewissen Grad von Affektsteigerung verbunden. Aber einen Umstand kann das Vorhandensein sprachlicher Expansionstendenzen absolut nicht befriedigend erklären: dafs nämlich so viele Ausdrücke gleichzeitig und unabhängig voneinander die Tendenz erkennen lassen, ihre Expansionsfähigkeit an einem und demselben Begriff, in unserm Fall an dem des Maschinengewehrs, zu bewähren. Dieses Zusammenlaufen verschiedener Expansionstendenzen in einem Sammelpunkt ist doch ein offenkundiges Anzeichen dafür, dafs in der Eigenart des Begriffes, der nun auf einmal ein Dutzend neuer Bezeichnungen erhält, irgend etwas liegen mufs, was für das Verständnis des Vorgangs wesentlich ist. Wir haben es hier ganz offenbar mit einer Erscheinung zu tun, die zu dem Phänomen der Expansion das genaue Gegenstück bildet. Während dort von einem bestimmten Punkte nach den verschiedensten Richtungen hin aktive Wirkungen ausgehen, haben wir hier sozusagen ein sprachliches Minimum, welches von allen Seiten her Bestandteile anderer Vorstellungskreise an sich zieht.

Nun müssen wir zunächst feststellen, dafs es sich bei den verschiedenen Bezeichnungen für Maschinengewehr keineswegs um einen Ausnahmefall handelt. Ein Blick in die Sammlungen von

¹ Bergmann, Wie der Feldgrau spricht (Gießen 1916), S. 16 ff., Maufser, Dtsch. Soldatensprache S. 24.

Mausser lehrt, daß eine große Anzahl mit dem Krieg mehr oder weniger eng zusammenhängender Begriffe in den letzten Jahren ganz ähnliche sprachliche Geschicke durchgemacht hat, aber auch auf anderen Gebieten sind analoge Erscheinungen durchaus nichts Ungewöhnliches. Wenigstens seit Lichtenberg existieren Zusammenstellungen der verschiedenen Möglichkeiten, wie die deutsche Sprache den Begriff „betrunken“ ausdrücken kann, und die Synonymik von „schlagen“ ist wenigstens in der Umgangssprache unerschöpflich. Für „sterben“ existieren wahrscheinlich ebensoviele verschiedene Ausdrucksmöglichkeiten, wie für „geistesgestört“.

Schon diese Beispiele zeigen wohl, daß die Attraktion, so möchte ich diese Erscheinung des Sprachlebens benennen, auf Gründe verschiedener Art zurückgeführt werden kann, je nachdem ein Bedürfnis nach euphemistischer Verschleierung vorliegt, z. B. bei entschlafen für „sterben“, oder nach gesteigerter Affektentladung, wie etwa bei verrecken. Aber diese beiden extremen Fälle, zwischen denen es eine Unzahl mehr oder weniger deutlicher Übergänge gibt, sind durch ein gemeinsames Kennzeichen zusammengehalten. In beiden Fällen ist unverkennbar ein starker Affekt vorhanden; was verschieden ist, ist nur die Stellung, die der Sprechende zu dem durch den Affekt hervorgerufenen Ausdrucksbedürfnis einnimmt. Im einen Fall nimmt er Rücksicht auf gesellschaftliche Gesetze oder fremde Gefühle und sucht daher eine Ausdrucksform, die zwischen diesen hemmenden Faktoren und einer restlosen Entladung des aufgespeicherten Affekts die nach seinem Empfinden richtige Mitte hält; im andern ist die Zensur so schwach oder der Affekt so stark, daß sich einschränkende Faktoren irgendwelcher Natur nicht geltend machen können und das stärkste Kraftwort ist in diesem Fall das geeignetste.

Wo es sich um relativ affektfreie Vorstellungskomplexe handelt, kann sich zwar gleichfalls ein dem Attraktionsbedürfnis analoges sprachliches Vakuum ergeben, und zwar in allen jenen Fällen, wo ein neu auftretender Gegenstand oder Begriff einen eigenen Namen noch nicht besitzt und daher zunächst durch weitläufige Definitionen und Umschreibungen bezeichnet werden muß. In solchen Fällen stellt sich bald das Bedürfnis ein, einen bequemen Namen zur Verfügung zu haben, und die sprachliche Neubildungstätigkeit wird auch hier durch eine Art unbesetzten Minimums angeregt. Wo aber der an den neuen Gegenständen haftende Affekt nicht stärker ist, als es eben in ihrer Neuheit selbst begründet ist, da überschreitet das Ausmaß der namengebenden Tätigkeit in der Regel nicht die Grenzen, die ihr durch das Bedürfnis nach praktisch brauchbaren Bezeichnungen der zu benennenden Gegenstände gezogen sind. Sobald ein bequemer, logisch und sprachlich richtig gebildeter Name vorliegt, ist die Attraktionsfähigkeit des Begriffes erschöpft. In vielen Fällen begnügt man sich sogar mit Namen, die nicht einmal diese Forderungen erfüllen, man akzeptiert ruhig Scheußlichkeiten, wie „Glättolin“ oder „Özeg“ in dem beruhigenden

Bewußtsein, daß es schließlich ganz gleichgültig ist, wie jenes Metallputzmittel oder diese Importgesellschaft heißen, wenn sie nur überhaupt einen Namen haben.

Ganz anders verhält es sich bei Attraktionserscheinungen, die affektischen Charakter besitzen. Auch hier entsteht mit der Zeit eine Art von Ruhepunkt, indem sich für die zu bezeichnenden Begriffe ein Normalwort ausbildet, wie etwa „schlagen“ oder „sterben“, das man verwenden kann, wo weder starke Zensurkräfte hindernd, noch überstarke Affekte antreibend auf das Ausdrucksbedürfnis einwirken, sondern wo es dem Sprechenden um eine kühle, korrekte, sozusagen wissenschaftliche Ausdrucksweise zu tun ist. Diese Normalworte aber sind den ruhigen Punkten vergleichbar, die in der Mitte eines Luft- oder Wasserwirbels entstehen: um sie her ist alles in lebhafter Bewegung, neue Worte kommen auf, alte geraten in Vergessenheit, ursprünglich wenig gebrauchte werden zur allgemeinen Mode.

Wie diese eigenartigen Wirkungen des Affekts zustandekommen, ist leicht zu sagen. Einer der Hauptgründe liegt wohl darin, daß affektbetonte Komplexe immer wieder zur Sprache gebracht werden wollen und daß dieses schwer zu erschöpfende Ausdrucksbedürfnis irgendwann in Konflikt gerät mit einem letzten Endes vielleicht ästhetischen Gesetz, das die endlose Wiederholung eines und desselben sprachlichen Elements verbietet. Stellen wir uns vor, eine Vorstellung besitze einen einzigen sprachlich anerkannten Ausdruck. Plötzlich aber gewinne diese Vorstellung auf Grund irgend welcher aufsehenerregender Ereignisse einen Affektgehalt, der so groß ist, daß das betreffende Ding zum allgemeinen Tagesgespräch wird. Jedes Mitglied der Sprachgemeinschaft müßte im Verlauf von wenigen Tagen hunderte Male von der Sache sprechen oder sprechen hören und wäre also in die Lage versetzt, unaufhörlich den gleichen Ausdruck dafür zu verwenden. Unter solchen Umständen ist es unvermeidlich, daß wenigstens bei einigen Individuen der Name der Sache den Charakter von etwas Abgebrauchtem, bis zum Überdruß Bekanntem annimmt, während anderseits der der Sache anhaftende Affektton noch stark genug ist, um fortgesetzte sprachliche Äußerungen zu verlangen. In diesem Falle ergibt es sich mit notwendiger Folgerichtigkeit, daß der Ausdruck für den aktuellen Begriff irgendwie variiert wird. Man verkürzt ihn elliptisch, steigert ihn durch irgend einen Zusatz, ersetzt ihn durch ein Wort, das eigentlich etwas ganz anderes bedeutet, kurz, die Reaktion gegen die ewigen Wiederholungen ist das Auftreten sprachlicher Attraktionserscheinungen, die dann natürlich nicht leicht auf ein einziges Individuum beschränkt bleiben, sondern sich auch auf solche Leute übertragen, deren ästhetisches Bedürfnis nicht stark genug entwickelt ist, um sie zu selbständigen Neubildungen zu veranlassen, aber doch kräftig genug, um ihnen die von andern erfundenen Variationsmöglichkeiten willkommen erscheinen zu lassen. Je länger die Affekt-

betontheit des Begriffs anhält und je stärker sie ist, um so stärker wird sich natürlich auch die Attraktion geltend machen, eine um so reichlichere Synonymik wird an die Stelle der ursprünglichen Einheitlichkeit treten. Wenn aber die Affektbetontheit selbst abflaut, wenn die plötzlich aktuell gewordene Sache den Charakter von etwas Alltäglichem annimmt, dann tritt naturgemäß eine Reaktion ein, das Vorhandensein zahlreicher Ausdrucksmöglichkeiten für einen und denselben Begriff wird als eine Unzweckmäßigkeit empfunden und es kann sich wieder ein Zustand bilden, in dem nach Untergang der meisten übrigen Wörter ein Ausdruck allein herrschend wird, wobei es allerdings keineswegs das Normale sein dürfte, daß dieser Ausdruck mit der ursprünglich einzig geltenden Bezeichnung identisch ist. Auch hier bietet die Beobachtung der lebenden Sprache reichliches Belegmaterial. Man konnte z. B., als im Herbst 1918 zum erstenmal ernste Formen der spanischen Krankheit in Wien auftauchten, ganz deutliche Attraktionserscheinungen beobachten. Der ursprünglich allein gebräuchliche Name des Übels war die „spanische Krankheit“, aber schon nachdem das neue Thema ein paar Tage lang die Konversation des Durchschnittswieners beherrscht hatte, traten Variationen auf, wie „die Spanische“, „die spanische Grippe“, „die Grippe“ (mit deutscher oder französischer Aussprache), „der spanische Pips“, „der Pips“, „die spanische Influenza“ und statt „haben Sie die Grippe?“ konnte man sagen hören „sind Sie spanisch?“. Während dann die Krankheit immer häufiger wurde, beobachtete man eine entschiedene Rückbildung des Bedürfnisses, von ihr zu sprechen, man erwähnte sie im großen und ganzen nur in jenen Fällen, wo ein objektiver Grund dazu vorlag und Hand in Hand mit dieser Reaktion schrumpfte auch der neuentstandene Synonymenreichtum immer mehr zusammen, indem schließlich „Grippe“, nur mehr deutsch ausgesprochen, als Sieger, als durchaus vorherrschendes Normalwort, aus der Konkurrenz hervorging. Bemerkenswert ist, daß Hand in Hand mit diesen Attraktionsbildungen auch Expansions-tendenzen festzustellen waren, die allerdings, wenn ich recht beobachtet habe, etwas später einsetzten. So wurde die beinahe pathologisch anmutende Neigung einiger Zeitungen, sich über alles und jedes in den herabsetzendsten Worten zu äußern, als „Schimpfgrippe“ bezeichnet, und auch dieser Ausdruck blieb nicht auf eine einmalige Verwendung beschränkt, sondern verbreitete sich weiter; wenn sich jemand einmal die Mühe nimmt, daraufhin die Wiener Zeitungen aus den letzten Monaten des Jahres 1918 und den ersten von 1919 durchzusehen, so wird er wohl einige Dutzend Belege dafür ohne Schwierigkeit zusammenstellen können. Um dieselbe Zeit habe ich von einem Schachspieler statt „spanische Partie“ scherzhaft „spanische Krankheit“ sagen hören. Das tertium comparationis bildete wohl die zu Zeiten beinahe epidemische Beliebtheit dieser Spielweise.

Bei Begriffen, deren Affektbetontheit nicht vorübergehender, sondern konstanter Natur ist, wie z. B. bei dem des Schlagens, des

Verrücktseins, des Sterbens, treten natürlich auch die Attraktionserscheinungen permanent auf, und zwar besonders reichlich dort, wo sich die schön berührten Einmischungen irgendwelcher Zensurkräfte geltend machen. In diesem Falle nämlich ist das Stärkeverhältnis zwischen den nach Ausdruck strebenden und den zurückhaltenden Kräften ein so überaus schwankendes, daß ein Ausdruck, der in einem Augenblick noch als ein geeigneter Kompromiß erschien, im nächsten schon als zu schwach oder zu stark empfunden werden kann. In solchen Fällen also kommt als neues Motiv zur Attraktionsbildung das Bestreben hinzu, womöglich für jeden Grad der erlaubten Affektaufserung ein adäquates Wort zur Verfügung zu haben.

Es erhellt aus dem Gesagten, daß ich mich genötigt gesehen habe, meine Ansichten über die Triebkräfte des Bedeutungsüberganges in einem wesentlichen Punkte zu ergänzen. Die Beobachtungen, die wir an der lebenden Sprache machen können, verbieten es uns, den Bedeutungsübergang lediglich auf jene Überschreitungen des ursprünglichen Wortgebietes zurückzuführen, die von einem affektbetonten Zentrum aus durch Expansion erfolgen. Neben dieser einen Möglichkeit ist ohne Zweifel eine zweite anzuerkennen, bei der der Bedeutungsübergang dadurch verursacht wird, daß ein außerhalb des ursprünglichen Begriffsgebiets liegendes Attraktionszentrum das seine Bedeutung verändernde Wort aus seinen ursprünglichen Grenzen sozusagen heraussaugt. Betrachtet man allerdings in der Praxis einen bestimmten Bedeutungsübergang, so pflegt sich herauszustellen, daß keine dieser beiden Arten sprachverändernder Energie allein am Werke ist, sondern daß sie vielmehr in der Regel zusammenwirken. Es entsteht irgendwo ein expansionsfähiges Zentrum, das nach neuen Verwendungsmöglichkeiten für die ihm angehörigen Ausdrücke sucht und diese natürlich dort findet, wo ein mit sprachlichem Material nicht genügend besetztes Attraktionszentrum im Begriffe ist, neue Wörter an sich zu ziehen. Oder es liegt umgekehrt irgendwo ein Attraktionszentrum vor, das das vermehrte Bedürfnis nach Ausdrucksmöglichkeiten selbstverständlich von dort her deckt, wo sozusagen ein überschüssiges Angebot sprachlichen Materials vorhanden ist, das heißt solche Wörter, die ohnehin im Begriff sind, von irgend einem Expansionszentrum aus auf neue Gebiete hinausgedrängt zu werden. Der ganze Vorgang ist den Prozessen aufs genaueste vergleichbar, die durch das Vorhandensein atmosphärischer Maxima und Minima hervorgerufen werden.

Was auf den ersten Blick wunder nehmen mag, ist die Zurückführung zweier so entgegengesetzter Tendenzen, wie sprachliche Attraktion und Expansion es sind, auf eine und dieselbe Ursache, das Wirken der durch die Sprache zum Ausdruck kommenden Affekte. Es ist aber hierbei zu bedenken, daß diese Wirkung selbstverständlich verschiedene Gestalten annehmen muß, je nachdem sie sich auf das einzelne Wort bezieht oder auf den Begriff,

der hinter dem Wort und seinen Synonymen steht. Träger der Expansion ist das Wort, welches die Grenzen seiner herkömmlichen Verwendung überschreitet. Träger der Attraktion hingegen der Begriff, für den neue Ausdrucksmöglichkeiten gefunden werden sollen.

Ich möchte, ehe ich zum Abschlufs komme, noch hervorheben, daß die Erkenntnis vom Vorhandensein und vom Wesen der Attraktionserscheinungen, wie ich sie hier anzubahnen versucht habe, mir nicht nur dadurch theoretischen Wert zu haben scheint, daß sie uns eine vielseitigere Auffassung vom Spiel der sprachlichen Triebkräfte ermöglicht, sie bietet gleichzeitig neue Angriffspunkte für die so überaus wichtigen Bestrebungen, zwischen den einzelnen Gebieten der Sprachwissenschaft Brücken herzustellen. Die Attraktion ist nämlich, wie man leicht erkennen kann, keine Erscheinung, die ausschließlich auf das Gebiet des Bedeutungswandels beschränkt wäre. Wohl wird der Bedarf an neuen Ausdrucksmöglichkeiten am häufigsten dadurch befriedigt, daß Ausdrücke aus den verschiedensten Gebieten jene Bedeutung annehmen, die im Mittelpunkt des attrahierenden Minimums liegt. Aber auch durch formelle Umgestaltungen von Worten, die bereits dem Attraktionszentrum angehören, können neue Ausdrucksvariationen geschaffen werden, zum Beispiel, wie schon oben angedeutet, durch elliptische Verkürzung oder durch scherzhafte Verdrehung, durch Ausnützung aller Mittel der Wortbildung, vielleicht sogar rein phonetisch durch irgend eine besonders nachdrückliche Betonung oder Aussprache. Was in meinem eingangs zitierten Buch nur vermutungsweise angedeutet war, tritt also hier klar zutage, daß nämlich die sprachverändernden Kräfte nicht auf irgendein Sondergebiet des Sprachlebens beschränkt sind. Wenn wir die prinzipielle Forderung, daß jeder sprachliche Vorgang auf die ihn verursachenden Triebkräfte hin untersucht werden muß, mit Nachdruck vorläufig nur für die Bedeutungslehre aufgestellt haben, so geschah dies nur deshalb, weil wir, solange wir im Anfang unserer Untersuchungen stehen, selbstverständlich dort anfangen müssen, wo die Arbeit raschen Erfolg verspricht. Theoretisch gilt dieselbe Forderung für Wortbildungs-, Flexions- und Lautlehre genau ebenso wie für die Semantik.

Auch für die wissenschaftliche Praxis scheint mir die Feststellung der hier als Attraktion bezeichneten Erscheinungen aus zwei Gründen wichtig. Sie bietet uns nämlich die Möglichkeit, die Richtigkeit von bedeutungsgeschichtlichen Hypothesen von zwei Seiten her zu untersuchen. Da im Grunde genommen sowohl hinter der expansiven wie hinter der attraktiven Bedeutungsentwicklung affektbetonte Vorstellungen stehen, ist zu erwarten, daß in jeder Periode des Sprachlebens diejenigen Vorstellungskreise, von denen die stärkste Expansion ausgeht, zugleich auch kräftige Attraktionserscheinungen aufweisen werden, und umgekehrt. Versucht also jemand den Nachweis, daß ein Begriffsgebiet zu

einer bestimmten Zeit Ausgangspunkt von expansiven Bedeutungsveränderungen gewesen sei, so kann er auf diese Hypothese sozusagen die Probe machen, indem er sich überzeugt, ob auch entsprechende Attraktionstendenzen auftreten. Der zweite Grund, weshalb mir die Erkenntnis vom Wesen der Attraktion eine Förderung der historischen Bedeutungslehre und damit auch der sprachlichen Kulturgeschichte zu versprechen scheint, ist der, daß an historischem Material Attraktionserscheinungen oft viel leichter nachzuweisen sind, als die entsprechenden Expansionsphänomene. Expansion bedeutet ja Erweiterung des zu einer bestimmten Zeit einem Wort angehörenden Bedeutungsgebietes und da wir, sobald wir es mit altem Sprachmaterial zu tun haben, selten oder nie mit Sicherheit feststellen können, wie die Grenzen eines solchen Gebietes im einzelnen verlaufen sind, ist auch die Behauptung, daß in einem bestimmten Zeitpunkt eine Überschreitung dieser Grenzen stattgefunden habe, unter Umständen recht mißlich. Hingegen ist das plötzliche Auftreten einer reichen Synonymik für einen Begriff eine Erscheinung, die stark in die Augen springt, und die infolgedessen auch in solchen Fällen wichtige Fingerzeige geben kann, wo der Nachweis von Expansionstendenzen zunächst auf Schwierigkeiten stößt. Wenn es sich in der Praxis darum handelt, welche Vorstellungskomplexe für das Verständnis einer sprachlichen Entwicklung als besonders wichtig anzusehen sind, wird es daher oft bequemer sein, die ersten Anhaltspunkte durch Feststellung der Attraktionstendenzen zu gewinnen.

Es erübrigt mir nur noch, anzuerkennen, daß der Begriff, den ich hier theoretisch festzustellen versucht habe, schon mehr als einem Forscher vorgeschwebt hat, der sprachliches Material für kulturhistorische Zwecke auszunützen versuchte. Am weitesten ist in der Erkenntnis der hierher gehörigen Tatsachen wohl Vossler vorgedrungen, der in seinem Buch „Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung“ nicht nur mehrfach Attraktionserscheinungen zur Beleuchtung kulturhistorischer Vorgänge heranzieht, sondern auch die affektische Natur dieser Phänomene deutlich erkennt. „Diejenigen Seiten des Lebens, die von den Leiden-schaften und Interessen einer Kulturepoche am heissesten umworden werden, sind im Wortschatz die am reichsten und mannigfaltigsten belegen“ (a. a. O. S. 94). Wirklich fruchtbar aber kann diese Erkenntnis erst werden, sobald man die mannigfaltigen Beziehungen zwischen affektbetonter Vorstellung, Synonymenbildung und Bedeutungsentwicklung erkannt hat. Es sei auch hier wieder dankbar hervorgehoben, wie sehr uns in der richtigen Beurteilung dieser Fragen Meyer-Lübkes klassische Ausführungen über den Bedeutungswandel in der „Einführung in das Studium der romanischen Sprachen“ gefördert haben.

Cöln.

HANS SPERBER.